

Carl Ludwig Schleich.

Am 7. März 1922 starb in einem Sanatorium bei Berlin Carl Ludwig Schleich. In ihm wird die Menschheit immer einen ihrer großen Wohltäter ehren, ist er doch der Erfinder der örtlichen Betäubung, der nach ihm benannten Schleichschen Lokalanästhesie. Die Art, wie sich die Entdeckung abspielte, kennzeichnet Schleich als Mann der phantasiegetragenen Ahnung und Kombination. Seiner Anlage nach war er mehr Künstler als Arzt.

Es war um das Jahr 1890, als Schleich im Kreise Dehmel, Bippbaum, Hartleben, Ola Hansen mit dem Polen Przybylszewski in Berührung kam. Dieser erregte seine Bewunderung durch die hinreißende Art, wie er Chopin spielte. Einmal zeigte der Pole dem deutschen Mediziner seine Kollegienhefte, worin sich prachtvolle Einzelheiten von Ganglienstrukturen fanden. Schleich sah sie mit großem Interesse durch. Plötzlich sprang er auf. „Stanislaus“, rief er, „Mensch, die Neuroglia¹ ist ein Klaviersaitendämpfer! Ein elektrisches Cordino, ein Hemmungsregulator!“ — „Blig, Himmel, Kreuzmillionen fis-Moll noch einmahl! Bruder, sag's noch einmal. Er ist verrückt geworden. Oder es ist eine Erleuchtung.“ Schleich setzte ihm die Möglichkeit auseinander, daß Nerven durch Einschaltung feuchter Ströme abgedämpft werden könnten. Wenn das aber richtig sei, brauche man nur verändertes Blut zwischen die Hauttasterglocken zu spritzen, um Gefühlsdämpfung zu erzeugen. Er stürzte nach seiner Privatklinik und stellte innerhalb einer halben Stunde durch Selbstinjektionen verschiedener blutähnlicher Salzlösungen fest, daß Wasser ein Anästhetikum, ein Betäubungsmittel erster Klasse sei. Fügte er der Kochsalzlösung Kokain zu, so erhöhte dies Betäubungsmittel seine Wirksamkeit um das Mehrtausendfache. Wo man bisher wegen der Giftigkeit nur eine Spritze Kokain gebrauchen durfte, konnte Schleich tausend Spritzen geben. Alle so aufgeschwemmten Gewebe sind, wie er an Hunderten von Selbstexperimenten erwies, für Stich, Druck, Pressen, Schaben und Brennen taub. Damit war die Lokalanästhesie entdeckt².

Wie diese Entdeckung sich gleichsam auf dem Weg vom Kreise seiner Künstlerfreunde zur chirurgischen Klinik vollzog, wie sie eine Frucht des Zusammenspiels gewagter Kombination und medizinischen Experiments ist, so ist Schleichs ganzes Leben ein Hin und Her zwischen Heilkunst und Dichtkunst.

Eigentlich zog es ihn von Kind auf stärker zu den schönen Künsten als zur Medizin. Doch der Vater, selbst Arzt, drängte seinen Ältesten mit gütiger, aber unerschütterlicher Festigkeit in die medizinische Laufbahn. Der Vater war ein geschätzter Augenarzt zu Stettin; 35 Jahre hindurch war er Vorsitzender des Pommerischen Arztesbundes und des Stettiner Ärztevereins. Er kannte keinen höheren Ehrgeiz, als daß sein Ältester einmal den Namen Schleich durch eine Entdeckung oder Erfindung für ewig in die Geschichte der Heilkunde einschreibe. So sehr er die Literatur schätzte — er schwärmte für Goethe und Gott-

¹ Das Gewebe, in das die Gehirnganglien eingebettet sind.

² So erzählt Schleich selbst in seinem autobiographischen Werk „Besonnene Vergangenheit“ (Berlin 1922, Ernst Rowohlt). Diesem Buch sind auch die folgenden Mitteilungen aus Schleichs Leben entnommen.

fried Keller und hatte eine besondere Vorliebe für spanische Dichtung —, so sehr war er den künstlerischen Versuchen seines Sohnes abgeneigt; er fürchtete immer, die Kunst möchte Karl der Medizin abtrünnig machen. Wenn der Sohn von seinem Poetenberuf sprach, bekam das Auge des Vater einen wehen Ausdruck; der Feinfühlige schloß solche Szenen immer mit einer Umarmung: „Na, laß nur, Väterchen. Ich bleibe bei der Medizin.“

Const ließ der Vater seinem Ältesten wie den übrigen fünf Geschwistern die weitestgehende Freiheit. „Wir wuchsen auf wie die Piratenkinder“, sagt Schleich einmal mit herzlicher Dankbarkeit. 1859 zu Stettin geboren, erlebte Carl Ludwig die ganze Entwicklung vom Großsegelschiff bis zum mächtigen Rauffahrteidampfer und dem häuserhohen Dzeanriesen. Der Vater war Augenarzt am „Vulkan“, dieser Werft von Weltruf, die Dampfer und Kriegsfahrzeuge für aller Herren Länder baute. Die Jungen lagen viel auf dem Wasser oder trieben sich, nicht immer in holdester Eintracht, mit den eingeborenen Bollwerksbrüdern im Hafen herum, wo es immer etwas an Überseewaren zu bestaunen, stibigen oder zu naschen gab. Aus dieser Zeit des Verkehrs mit Schnapphähnen und Latschenträgern bewahrte sich Schleich sein Leben lang eine gewisse Vorurteilslosigkeit gegen Standesunterschiede und eine Vorliebe für die Enterbten der Nation nebst der humoristisch-fatalistischen Neigung, ein nahendes Schicksal ruhig auf sich zukommen zu lassen — wie den Schußmann des Bollwerks.

Die Ferien brachte er auf der Insel Wollin zu, wo die Mutter, eine geborene Küster, mit ihren zwölf Geschwistern im Dorfe Kalkofen aufgewachsen war. Auf den Besichtigungen der Großeltern und der verschiedenen Onkel verlebte Carl Ludwig mit mehreren Dugend Vettern und Väschen zusammen paradiesische Wochen. Das junge Volk bildete eine wahre Stammeskolonie von Haffinsulanern, zeitweise völlig isoliert von aller Zivilisation. Man ließ die futternden, jauchzenden und tollenden Banden gehen und treiben in Wäldern und Feldern, wie es sie gelüstete. Carl Ludwig richtete ärztliche Konsultations- und Operationsstunden ein, wobei Vettern und Väschen sich kleine Geschwülste aus aufgetropftem Siegellack und Stearin beibringen mußten, die dann der Herr Doktor, Großmutter's Hornbrille auf der Nase, mit den Werkzeugen aus einer alten Instrumententasche des Vaters entfernte. „Haben Sie nur keine Angst, bei mir geht alles schmerzlos!“

Als Tertianer kam Carl Ludwig nach Stralsund ans Klostersgymnasium. Die Veranlassung war ein tiefer, unheilbarer Riß im Eheglück der Eltern. Um die Mutter zu strafen, auch um den Jungen ihrer allzu nachsichtigen Liebe zu entziehen, brachte der Vater den Knaben bei fremden Menschen in der Pension unter. Mit zarter Schonung geht Schleich in seinen Erinnerungen über diese Tragödie hinweg; er bewahrte sein Leben lang sowohl dem Vater wie der Mutter seine kindliche Liebe.

Mit der Schmiegbarkeit der Jugend fand er sich rasch in die neuen Verhältnisse. Zu seiner und der Kameraden unbeschreiblicher Überraschung erhielt er sogar die aus der Schwedenzeit stammende Staatsstiftung: eine große silberne Medaille für Fleiß und gute Sitten. — Den nachhaltigsten Eindruck machte auf den Gymnasiasten Konrektor Freese; mit behaglichem Humor schwelgt der Sechzigjährige in Erinnerungen an diesen originellen Erzieher, der seinen

Schülern das klassische Altertum unvergeßlich zu machen wußte. Welch köstliche Laune und tiefblickende Menschenliebe spricht aus der Rede, die Greese in dem ihm eigenen Telegrammstil für den erkrankten Rektor an die Muli und das Volk hielt! Bekamen da die künftigen Philologen, Juristen, Mediziner, Mathematiker ihren „häßlichen Glückwunsch“ mit auf den Weg; und zuletzt kommt die Anrede an die (protestantischen) Theologen: „Je, da seh' ich welche, die wollen Theologie — ach! du lieber Gott! Je, lachen Sie nicht, die Stunde, sie kommt, der Zweifel, der Rabe haßt ins Genick, bohrt, beißt, man weiß nicht aus noch ein. Die Welt, das Schlechte scheinbar belohnt, das Gute an die Wand gedrückt, der Brave übersehen. Spott! Kein Glaube. Kanzel. Vergessliche Sonntagspredigt; einer schläft; je, es ist schmäzlich! O, lachen Sie nicht, die Stunde kommt, es ist furchtbar, die Qual, das liebe Brot; weiß nicht aus noch ein. Martyrium! Mein häßliches Beileid!“

Nun sollte das Berufsstudium beginnen. Der Beruf, die Medizin stand fest. Da war Carl Ludwig ganz im Banne seines ehrfürchtig verehrten Vaters. Innerlich war er aber doch entschlossen, nebenbei „ein Dichter“ zu werden. Zuerst sollte der Student die Fremde sehen; nach einigem Schwanken zwischen Grenoble, Bologna und Zürich entschied sich der Vater für das letzte. Die Alpenwelt war für das Kind des Ostseeflachlandes ein überwältigendes Wunder. In Zürich angekommen, ließ er und sein Reisegefährte das Gepäck auf dem Bahnhof, um schnurstracks an die Limmat und an das Seeufer zu eilen. Dort bestiegen sie ein Boot, ruderten mitten in den See hinaus, zogen die Ruder ein und warfen sich längelangs in das Boot, um übersellig Himmel, Ufer und den fern aufglühenden Gletscherring des Berner Oberlandes zu bestaunen.

Die zwei Jahre des Züricher Aufenthalts waren ganz der „Romantik des Studentseins“ geweiht. Zürichs wundervolle Umgebung, weite Wanderungen und die „Revisionen des innern Gefüges aller Wirtshäuser ringsum“ nahm den von Lebenslust Schäumenden weit mehr in Anspruch als die Tempelhalle des Wissens. Freilich hatten ihn die ersten Schritte in den medizinischen Betrieb mit schüttelndem Widerwillen erfüllt. Der Anatomiesaal mit den zerlegten Leichen und dem üblen Duft, Schädel ohne Augen, spiegelnde Gehirne und zerschnittene Herzen weckten ein tiefes Grauen. Über die mörderischen Versuche an Fröschen und Tauben im Physiologischen Seminar packte ihn Wut und Entrüstung. Er schrieb dem Vater, nach reiflicher Selbstprüfung sehe er sich außerstande, das Medizinstudium fortzusetzen — alles eher als diese Schinderei Lebendiger und Toter. Es bedurfte der ganzen Klugheit des Vaters, um den Empfindsamen zu besänftigen.

Doch wurde auch jetzt nicht viel aus dem Medizinstudium. Carl Ludwig wurde ganz musiktoll, studierte Harmonielehre, Kontrapunkt und Fuge, spielte in Symphoniekonzerten mit und übernahm das Cello im Operorchester. Seine Tenorstimme gab Anlaß zu einer Aufforderung, an die Oper zu gehen; am Konservatorium zu Mailand sollte er ausgebildet werden. Eines schönen Tages erhielt der Vater ein Telegramm; „Bin Mailand, werde Sänger. Dein treuer Sohn.“ Sofort reiste der Stettiner Arzt nach Mailand und führte den Ausreißer mit sanfter Gewalt wieder nach Zürich zurück.

Auf eigenartige Weise machte Schleich die Bekanntschaft des Züricher Naturschreibers Gottfried Keller. Eines Tages, als das Soloquartett, dem Schleich

angehörte, die Schweizer Hymne gesungen hatte, tat sich die Türe auf, und ein kleiner, rundlicher, älterer Mann trat herein und sagte: „Singet dös noch einmal! Der Text isch von mir!“ Dann setzte er sich zu den Bierern und eine tolle Zecherei begann. Dabei muß Schleichs Trinksfestigkeit besondern Eindruck auf ihn gemacht haben; nach ein paar Tagen kam er wieder in den „Gambrinus“ und fragte nach dem „Dütschen, der so wunderherrlich suffice cha“. So erschien der Ratschreiber alle sechs Wochen, um Schleich abzuholen und mit ihm zu pokulieren. Erst durch einen Brief des Vaters kam der Studio dahinter, mit welcher literarischen Größe er bekannt geworden sei — zum nicht geringen Verdruß Gottfried Kellers, der Schleichs bewundernde Rede bei der nächsten Sitzung barsch abschnitt: „Wir chommet hier nüt zusamme, um von Literatur zu schwäge, sondern um zu suffice. Also halt din Goshel!“ — Gleichwohl haben die beiden dann später doch auch von Dichtung und Künstlernatur geredet.

Als stolzer Korpsstudent, aber seelisch niedergebrochen kehrte Schleich ins Vaterhaus heim. Die Ungebundenheit hatte ihn fast zwei Jahre in einen Taumel und Rausch gepeitscht, dem auch seine große körperliche Kraft, seine goldene Gesundheit nicht standhalten konnte. Leer am Beutel, ebenso leer an Wissen kam der Student zum Vater zurück. Nach einer Erholungspause führte ihn dieser in die Elemente der Medizin ein, indem er planmäßig Aufgaben in Tagesdosen stellte. Nach zwei Semestern in Greifswald bestand Carl Ludwig denn das Physikum.

Von 1882 bis 1887 famulierte Schleich, d. h. er war als Koassistent an verschiedenen Instituten angestellt. Ohne andere Kollegien zu hören, arbeitete er so unter v. Langenbeck, Bergmann, Senator, Virchow und Dohlshausen. — Beim Chirurgen Langenbeck, dessen Erfindungsgeist die Operationstechnik mit einer Reihe neuer Methoden bereicherte, war Schleich der Chloroform-Spezialist der Klinik. Der große Chirurg war sehr ängstlich mit der Narkose. Großen Eindruck machte auf den Assistenten das Wort: „Jede Narkose ist so, als hielte man jemand bei der Kehle eine Zeitlang aus einem Fenster im vierten Stock.“ — Ein Vorgang prägte sich Schleich unauslöschlich ein. Nach einer überaus schwierigen Operation an Speiseröhre und Schlund hatten die Ärzte in der Freude über das Gelingen vergessen, der Schwester zu verbieten, dem Kranken irgend etwas zu trinken zu geben. Ein gierig hinabgestürztes Glas Milch brachte den Tod. Als die Assistenten am nächsten Morgen mit ihren Krankengeschichten vor dem Zimmer des Chefs antraten, kam der Oberwärter heraus, schloß ab und sagte: „Herr Geheimrat haben sich eingeschlossen. Herr Geheimrat sind noch hier die ganze Nacht. Er liegt vor dem Kreuzifix. Er betet in eins weg!“

Auch von Ernst v. Bergmann, dem Nachfolger Langenbecks, hebt Schleich hervor, daß er sein Leben lang tief religiös gewesen sei. Bergmann, der dem russischen Livland entstammte, hatte miterlebt, was nach den Schlachten bei Plewna, Felix und Gornji-Dubniek (1877) die Wundfäule in der russischen Donauarmee anrichtete. Daher seine Sehnsucht, durch Ausbau der von Lister 1869 vorgeschlagenen Antisepsis, des Verfahrens zur Vermeidung der Wundzersehung durch Mikroorganismen, solche Katastrophen für die Zukunft unmöglich zu machen. Als übernommener Famulus des neuen Herrn erlebte Schleich eine verblüffende Neuordnung: ein bis in die letzten Einzelheiten aus-

gearbeitetes System des antiseptischen Drills mit der Strenge und Pedanterie einer militärischen Instruktion ausgeführt. Von der Antisepsis, der Bekämpfung der Bakterien, ging Bergmann nach dem Vorbild des Kieler Chirurgen Neuber über zur Asepsis, der Fernhaltung der Bakterien. Dank den aseptischen Methoden war kein Organ, sei es Magen, Darm, Niere, Milz, Leber oder Herz, so verborgen, daß es nicht von Messer, Säge und Schere, Nadel und Unterbindungsfaden des Chirurgen erreicht wurde. Bergmann selbst hat die Schädelkapsel geöffnet und hat gelehrt, einer großen Zahl krankhafter Zustände am Gehirn chirurgisch beizukommen.

Herbst 1883 trat Schleich eine Assistentenstelle im Pathologischen Institut der Charité unter Rudolf Virchow an. Dramatisch und schelmisch beschreibt Schleich sein erstes Erscheinen vor dem Allmächtigen, einem kleinen, gelbhäutigen, eulengesichtigen, bebrillten Mann mit stechendem, doch leicht verschleiertem Auge. — Nachdem Karl Reinhard die Anregung gegeben hatte, die Schwannsche Zellenlehre von den Pflanzen auf den menschlichen Organismus zu übertragen, führte Virchow in lebenslanger Arbeit die zelluläre Pathologie durch; er spürte, wie Schleich es ausdrückt, „die letzten Verstecke der Krankheit in den Mosaikgrotten des Organismus, den Zellen, auf“. Durch die Zusammenarbeit mit Virchow erwarb sich Schleich den Ruf, ein kleiner Virchow in der Westentasche zu sein.

Freilich war dies medizinische Studium kein stetes, ausdauerndes Arbeiten, sondern eine Reihe von zuckhaften Fleißanfällen. Dazwischen lagen Bummelperioden. Ja, einmal nahmen ihn Kunst und Künstlerleben so gefangen, daß er wieder einmal gegen die Medizin revoltierte. Um sich selbständig zu machen, begann er für Geld und Tageskost auf Vorstadtbühnen und Bänkelsängereien aufzutreten und in kleinen Kapellen mitzuspielen.

Da erschien eines Tages Vater Schleich auf der Stube des verbummelten Studenten, ausgerüstet wie zu einer langen Reise. — „Nanu, Väterchen?“ — „Ja, ich komme, um mit dir das Staatsexamen zu machen. Du willst ja nicht allein daran gehen.“ Der Stettiner Arzt hatte sich für ein Vierteljahr von Praxis und Beziehungen aller Art befreit, um den Sohn der Medizin zu retten. In anregender Zusammenarbeit wurde Station um Station des Staatsexamens vorbereitet und glücklich erledigt. Carl Ludwig konnte dem Vater die Approbation in die Hände legen.

Für fast zwei Jahre trat jetzt Schleich als Volontär bei Senator im Augusta-Hospital ein, um hier bei einem Meister der innern Medizin den klinischen Dienst zu lernen und sich in der medizinischen Chemie durchzubilden. Zum zweiten Male zog er dann nach Greifswald, wo er als erster Assistent in der chirurgischen Klinik den chirurgischen Drill lernte. Nach Berlin zurückgekehrt bekleidete er eine Assistentenstelle in der Universitäts-Frauenklinik. Endlich 1889 eröffnete er in der untern Friedrichstraße eine private chirurgische Klinik. Hierher holte er sich auch seine junge Frau Hedwig heim, der er schon als Gymnasiast sein Herz geschenkt hatte.

In diese Zeit fällt seine Entdeckung der Anästhesie durch örtliche Einverleibung unschädlicher Flüssigkeiten. Der Gedanke kam ihm als Folgerung aus seiner Hypothese über die Ganglientätigkeit, einer Hypothese, der die Fachgelehrten immer noch zweifelnd gegenüberstehen. Schleich sah nämlich in dem

Neuroglia-Geäßer, in welches die 1500 Millionen Hirnganglien eingebettet sind, kein bloßes Stütz- und Bindegewebe, sondern ein Mittel, um elektrizitäts-ähnliche Strömungen zwischen den Ganglien zu regeln. Das die Ganglien umfließende Blut wirke als isolierender Widerstand, der dies Strömen von Nervenzelle zu Nervenzelle entweder ganz hindere oder es in bestimmte Bahnen zwingt. Ähnlich seien auch die peripheren Nervenstränge von isolierender Flüssigkeit umgeben; vermöge der elektroide Nervenstrom diese Isolation zu durchbrechen und quer von Nerv zu Nerv seinen Weg zu nehmen, so werde dieser Kurzschluß als Schmerz empfunden. Schleich folgerte daraus: Wenn es gelinge, die Isolation durch Vermehrung der Gewebsflüssigkeit undurchbrechbar zu machen, so müsse eine örtliche Schmerzlosigkeit eintreten. Mag nun die Voraussetzung auch falsch sein, die daraus abgeleitete Methode der örtlichen Betäubung erwies sich in Hunderten von Versuchen, die Schleich in seiner Klinik vornahm, als richtig. Es gelang ihm, Unterleibsgeschwülste, Knochen und Gelenke zu entfernen, Amputationen, Trepanationen und Augenenukleationen ohne Narkose vollständig schmerzlos vorzunehmen. Er hatte solchen Zulauf, daß er oft täglich zwölf und mehr Operationen nach seiner neuen Methode ausführen konnte.

Vollgerüstet legte er im April 1892 dem Chirurgenkongreß seine Erfindung vor. Der Saal war überfüllt, als er das Podium betrat. Im Gefühl sieghafter Gewißheit entwickelte Schleich Theorie und Praxis und schilderte das Erreichte. Aber durch den temperamentvollen Schluß seines Vortrags führte er eine Wendung herbei, die für sein ganzes Leben tragisch wurde. „Mit diesem unschädlichen Mittel in der Hand halte ich es aus idealen, moralischen und strafrechtlichen Gründen für nicht mehr erlaubt, die gefährliche Narkose da anzuwenden, wo dieses Mittel zureichend ist.“ — Da erhob sich ein Sturm der Entrüstung unter den 800 Chirurgen. Ohne das Wort, um das er nochmals gebeten hatte, zu erhalten, mußte Schleich den Saal verlassen. Zeuge des Vorfalls war auch Schleichs alter Vater; er hatte aber solches Vertrauen in die Erfindung des Sohnes, daß er lachend zu Carl Ludwig sagte: „Die Kerls sind ja ganz und gar verrückt. Komm, wollen eine Flasche Sekt trinken. Recht kriegst du ja doch!“

Und Recht bekam er. Ernst v. Bergmann bezeichnete Schleichs Anästhesie als die erste deutsche chirurgische Großtat. Die in die allgemeine Praxis übergegangene Methode wird von den Ärzten nach Schleich benannt. Siebzig vom Hundert der Narkosen bei allen Operationen haben sich als überflüssig erwiesen; der Narkosetod ist so gut wie verschwunden. — Aber jene Begebenheit auf dem Chirurgenkongreß ließ einen Stachel in Schleichs Herzen; er trug sein Leben lang einen heimlichen Groll gegen die amtlichen Hüter der medizinischen Wissenschaft.

Auch sonst stieß sein phantasiebeschwingter Geist auf manche Entdeckung und Erfindung. Als Assistent schon sprach er es einmal aus, man solle doch bei schwerer Geburt wegen Beckenenge die Symphyse, den vorderen Beckenknorpel, durchschneiden. Damals wurde dieser Vorschlag unter Hohn und Spott abgelehnt. Viele Jahre später machte von Frankreich aus die Symphyseotomie den Siegeslauf um die Welt und gilt noch heute als ärztliche Großtat. — Unter Virchow hatte er Gelegenheit, sämtliche in Berlin operierten Krebsgeschwülste

zu mikroskopieren. Dabei bildete er sich die Überzeugung, daß der Krebs eine Folge krankhafter Zellzeugung sei. Infolge Durchlässigkeit oder Brüchigkeit der Wände dringe der Kern einer Zelle in die Nachbarzelle ein und befruchte diese auf abnorme Weise. Das Ergebnis werde eine Art Embryo an falscher Stelle, eine Zellwucherung. — Bei Vorversuchen über Farbmedien — er wollte sich die Farben für seine Malereien selbst bereiten — fand er eine Reaktion, das reine Bienenwachs wasserlöslich zu machen. Nicht nur zum Malen war diese schön weißgelbe Masse verwendbar, er brauchte sie auch als Zutat zu einer Reihe hygienischer Mittel. — Um die Narkose zu verbessern, ersann Schleich die sog. Siedegemisch-Narkose; die ätherischen Flüssigkeiten werden derart gemischt, daß das verdampfende Narkotikum bei Körpertemperatur (38°) siedet, wodurch die Gefahren der Narkose wesentlich beschränkt werden. — Eine andere Neuerung war die Einführung der Wundmedien, deren Grundbestandteile möglichst den natürlichen Verhältnissen des Körpers angenähert sind. — Auch eine Seife, die Marmorseife, erfand Schleich, die mit ihren Millionen winziger Marmorteilchen nicht nur zu Säuberungs- und Desinfektionszwecken dient, sondern auch durch die Erzeugung von Reibungselektrizität ein Verhinderungsmittel der Arterienverkalkung ist.

Der Krieg gab Schleich Gelegenheit, in schwerer Arbeit im Lazarett am Reichskanzlerplatz sein Können und seine Erfindungen in den Dienst der verwundeten Krieger zu stellen.

* * *

Nachdem Schleich seine große ärztliche Erfindung gemacht hatte, fand der Vater sich leichter darein, daß er auch seinen künstlerischen Neigungen nachging. Zudem brachte der verhängnisvolle Vorgang auf dem Chirurgenkongreß für einige Zeit eine Abnahme der Patienten. Erst warf Schleich sich auf Musik und Malerei. Er komponierte, kontrapunktierte und aderte dicke Folianten zur Instrumentationslehre durch; ganze Körbe voll beschriebener Notenstöße wanderten immer wieder auf den Boden. Er brachte es dazu, für Orchester zu schreiben, und hatte einige Male den Genuß, sich als Dirigent seine eigenen musikalischen Gedanken entgegenbrausen zu lassen. — Mit seinen eigenen Farben, in denen lösliches Wachs das Öl ersetzt, malte er zahlreiche Bilder. Einige Reproduktionen schmückten die Selbstbiographie; Meer und Dünenstrand geben die Vorwürfe ab.

Als Zwölfjähriger hatte er seine ersten dichterischen Versuche gemacht. Er schwärmte für eine Ahtzehnjährige, die im elterlichen Hause im dritten Stock wohnte; ihr legte er jeden Morgen ein Versblättchen mit Blumen beschwert auf die letzte Stufe der Stiege — bis der alte General, ihr Vater, den „dummen Bengel“ dabei erwischte. Das Dichten hat er nicht mehr gelassen, wenn er auch bei seinen Künstler-Freunden kaum mehr als schonende Teilnahme fand. Sie nahmen ihn nicht recht voll mit seinen Dichtungen, klagt er selbst. Immer kamen sie so beleidigend schnell auf andere Gegenstände zu sprechen. Es berührte ihn schmerzlich, als er nach Vortrag eines Attila-Monologes von dem Kreise junger Dichter unvermittelt zu hören bekam: „Kommen Sie heute abend mit zum Skat?“ In der Tat sind Schleichs lyrische und epische Versuche bei allem Reichtum der Phantasie und Stimmung doch keine geschlossenen Kunstwerke von persönlicher Prägung. Dehmel hat Schleich mit Recht davor ge-

warnt, Verse zu schreiben; sie seien zu sentimental und enthielten zu wenig Eigenes. Das gilt von allen Dichtungen Schleichs, auch von seinem Bildungsroman „Es läuten die Glocken“, den er selbst für das beste seiner poetischen Werke hielt.

Gleichwohl hat sein Leben und seine Lebensbeschreibung durch den dichterischen Einschlag entschieden gewonnen. Die Abschnitte über Gottfried Keller, Dehmel und Strindberg sind überaus fesselnd. Mit großer Schilderkunst hat Schleich Bilder der äußeren Erscheinung Dehmels und Strindbergs entworfen. „Welch sonderbarer Mensch war Dehmel! Dies tief vergrübelte Gesicht mit den bligsprühenden, oft zugekniffenen Augen, deren Winkel schon früh die Krähenfüße zeigten. Die Nase aristokratisch scharf mit energisch geschweiften Nüstern. Die Lippen blaß, die untere auffallend breiter, oft zu einer mürrischen Schippe verzogen. Hoch die Stirn, kreuz und quer durchfaltet, drei tiefe konvergierende Furchen über der Nasenwurzel. Zwei türkenfäbelkrumme Falten begrenzten scharf vom Nüsternansatz die Wangen und verloren sich in die breit ausladenden Kiefer. Die Brauen wie zwei weit geschweifte gotische Bogen. Gewelltes tiefschwarzes Haar mit einem Geniestrudel in der Mitte, wie aus der Stirn emporflammend. Ein schmerzdurchwühltes Raingeficht mit südländischem Einschlag.“ Schleich und Dehmel wurden Freunde, die oft genug dem von ihnen geprägten Satz nachlebten: „Wir lernen nur aus den Vergnügungen, die uns an den Rand des Verderbens führen.“ — Einmal raste Dehmel voll himmelstürmender Schwärmerei über die Weidendammer Brücke, erklomm die Brüstung und wollte emporstreben in die Sternennacht. Schleichs baumstarker Bruder Ernst umklammerte eifern den Rasenden, bis der Schäumende zu sich kam mit den Worten: „Es ist eine Gemeinheit, einen nicht sterben zu lassen.“ — Schlacht und Krieg hat sich Dehmel als den höchsten Männerrausch ersehnt. Ernüchtert kam er aus dem Weltkrieg zurück, von der Todeskrankheit gezeichnet.

Einmal erlebte Schleich einen Zusammenstoß zwischen Dehmel und Strindberg. Der Schwede hatte gegen den Naturalismus gewettert: „Ihr seid Gerichtsberichtler von die Straßenerlebnisse, Abkleckser aller Dunkelseiten des Daseins. Das ist nicht Kunst, das ist Ducken unter die Fußtritte des Gemeinen!“ Da stand Dehmel entrüstet auf, nahm seinen Hut und ging. „Was will der wilde Mann?“ So pflegte Strindberg Dehmel zu nennen. Noch in derselben Nacht fuhr Strindberg zu Dehmel nach Pankow, um abzubitten. Dehmel war leicht zu versöhnen; er meinte nur: „Wenn wir uns schon anbellten, was sollen dann die Hunde tun?“

Mit Strindberg verband den deutschen Arzt innige Freundschaft; Strindberg nannte Schleich immer nur den „gode Freund“. Der Schwede, der ja auch wissenschaftliches Forschen mit dichterischer Intuition verband, mußte dem Künstler-Arzt kongenial sein. Den Eindruck, den Strindberg bei der ersten Begegnung Anfang der neunziger Jahre auf Schleich machte, hat dieser folgendermaßen beschrieben. „Das Prometheus stand auf der hohen Stirn, sprühte scharf und leidend zugleich aus den blaugrauen Augen, riß die wirren Locken zur Höhe und versprigte noch in den Strähnen des kurzen energischen Katerbartes, der über dem frauenhaft kleinen Munde nach rechts und links trozig-ironisch verbligte. Grübchen verstärkten die Liebesswürdigkeit der Be-

grüßungsgeste. Bald aber zog ein finsterner, grübelnder Schatten über das verwetternete Antlitz. Strindberg war mittelgroß, von gedrungenem Körperbau, die Glieder barock-muskulös. Die Bewegungen waren von pedantischer Ruhe.“ —

Mit Strindberg zusammen experimentierte, malte, komponierte und las Schleich; mit dem seelisch Zerrissenen litt er auch. Zwei Jahre vor dem Tode Strindbergs besuchte ihn Schleich noch in Stockholm. Mit sichtlicher Genugtuung hebt Schleich hervor, daß Strindberg, der im Anfang ihrer Freundschaft überzeugter Monist und Mechanist, freilich damals schon mit mystischen Anwandlungen, gewesen war, „christlich-religiös“ geworden sei. Er berichtet Strindbergs Wort: „Es ist mir ergangen wie einem Seefahrer, der ausfuhr, Neuland zu entdecken. Jedesmal, wenn ich glaubte, ein unbekanntes Eiland zu finden, war's bei nahem Zusehen unsre alte Bibel und das Neue Testament. Über die alten Weisheiten gibt es nichts.“

Und Schleichs Stellung zu Christentum und christlicher Weltanschauung? — Der Vater scheint völlig ungläubig gewesen zu sein; mit großer Hefigkeit verfocht er in Gegenwart des Knaben seinen Atheismus gegen den zur Familie gehörenden Pastor Hermann Friedrichs. Tief schlugen die Argumente für und gegen das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele in das junge Gemüt ein. Als Carl Ludwig eingesegnet wurde, stand er unter dem Einfluß des bildschönen, beredten Predigers Pfundheller: er war fest entschlossen Pastor zu werden.

Schleichs späteres Verhalten in Weltanschauungsfragen ist wie ein Ausgleich zwischen diesen entgegengesetzten Richtungen. Wo er begrifflich zu bestimmen sucht, was er sich unter Gott, Seele, Unsterblichkeit, Willensfreiheit denkt, kommt eigentlich eine Leugnung dieser im landläufigen Sinn verstandenen Dinge heraus. Die Seele ist für ihn bald die harmonisch-plastische Idee des menschlichen Organismus, bald ein Wirbel des Äthers. Der Äther selbst mit seiner allgegenwärtigen Kraft tritt an die Stelle Gottes. So schreibt er einmal über die Seele und ihren Ursprung — die Stelle ist zugleich eine Probe seines Essay-Stiles —: „Die Seele ist da. Sie lebt. Sie stieg herab aus den wallenden Dunstschleiern des glühenden Erdballs, ja herab aus den ungeheuren Kristallhallen des Äthers und seiner ewigen Residenz im All, um an dem großen Werk der Vergeistigung der Materie, die nichts ist als Wirbel, Schaumtröpfchen des Äthers, mitzuarbeiten, bestimmt die tausendfältig hier innewohnenden Ideen einer gewaltigen Künstler-All-Seele mit reinster, höchster Geistigkeit zu erfüllen, bis alles wieder einmündet in die unausdenkbar grandiose Ruhe des ewigen Stromes von Ätherflut, die rhythmisch auf- und abschwellt wie der Odem eines schlafenden Gottes.“

Anderseits hat Schleich stets an Mächte geglaubt, die jenseits der uns zugänglichen Erscheinungswelt zu Hause sind. Dieser Glaube ist religiöser Art, mehr noch aber eine Folge seines Zuges ins Romantische. Dankbar schreibt er: „Ein gütiges Geschick hat mir den Zug ins Romantische bewahrt und mir bis in mein höheres Alter dies Schweben durch die Dinge und über ihnen nicht verleidet; ein deutliches Gefühl, es sei dies Leben und seine Erscheinungen nicht das allein Erreichbare, sondern als gehe etwas Unerkennbares mit nebenher, ja als sei alles gar nicht so wirklich, wie es scheine.“

Drum war ihm Virchow wegen seines krassen Materialismus unsympathisch. Er hat daraus dem Gelehrten gegenüber auch keinen Hehl gemacht. Gelegentlich eines Studienausfluges, auf dem er Virchow allein begleitete, kam das Gespräch auf Teleologie und Gottes Dasein. Virchow bezeichnete das als theologische Märgchen, poetische Kindermärchen. Schleich wagte einzuwerfen: „Aber man befindet sich mit dem Gottesglauben doch in einer sehr guten Gesellschaft. Ich kenne keinen überragenden, bedeutenden Menschen, der nicht an so etwas wie Gott oder Geist der Natur geglaubt hätte.“ Virchow blieb stehen und fragte: „Halten Sie mich nicht für bedeutend?“ „Natürlich“, stammelte Schleich. „Na also“, war die Antwort. . . .

Oft und sehr entschieden hat sich Schleich gegen den Vorwurf gewehrt, er sei Apostel einer materialistischen Welt- und Menschenauffassung, die für Gott und Seele keinen Platz lasse. Von seiner Vortrags- und Schriftstellertätigkeit, die großen Anklang gefunden hat, sagt er einmal: „Mein ganzes leidenschaftliches Streben ging dahin, an der Hand der Wunder in uns die Menschen abzukehren von dem öden Materialismus und sie zu zwingen, das Walten noch ganz anderer Kräfte als Kapital, Politik, Daseinskampf und Erbgeseze anzuerkennen. Ich bin auf meine Art gläubig geworden durch das Mikroskop und das Naturbetrachten und will, was ich kann, dazu beitragen, Wissen und Religion zu vereinen.“

Und in der Tat werden seine Vorträge sowie seine zahlreichen populären Schriften¹ viele in der Abkehr vom Materialismus bestärkt haben. Freilich beruht diese Wirkung nicht auf klarer Erkenntnis und logischer Überzeugung, sondern auf phantasiemäßig künstlerischer Kombination und dichterisch suggestiver Darstellung. Auch der Psycholog und Philosoph Schleich ist mehr Künstler und Dichter als Wissenschaftler. —

Ein universaler Mensch war Schleich. Von Mathematik abgesehen, gab es nichts, was ihn zeitweise nicht fesselte. Aber gerade diese Universalität war auch der Grund, daß er sich den begründeten Vorwurf eines „genialen Dilettanten“ zuzog. „Es war mein geheimer Wunsch“, schreibt er in den Schlußbemerkungen zu seinem Leben, „es war mein Wunsch, eigentlich einmal alles auf Erden eine Zeitlang gewesen zu sein. Die Technik des Handwerks interessierte mich zeitweise ebenso lebhaft wie die Mechanismen der Sterne oder der Gehirnganglien. Wohl war mir das Glück günstig, aber immer nur bis zu einem gewissen Grade des Erfolges. Nirgends war mein Sieg ein vollkommener.“

Viele werden das Andenken Schleichs segnen, der sie auf den Weg aus der Wüste des Materialismus zu geistiger Weltauffassung gewiesen, wenn er ihnen auch nicht Führer bis zum Ziel sein konnte. Als den Finder der Lokal-Anästhesie wird die Menschheit Schleich immer zu ihren großen Wohltätern rechnen.

Sigmund Stang S. J.

¹ Bei C. Fischer in Berlin erschienen: Das Ich und die Dämonien, Von der Seele, Vom Schaltwerk der Gedanken; bei Ernst Rowohlt in Berlin: Die Weisheit der Freude, Das Problem des Todes, Gedankenmacht u. Hysterie, Ewige Alltäglichkeiten; im Concordia-Verlag in Berlin: Es läuten die Glocken. Vgl. diese Zeitschr. 90 (1915/16) 513 f.; 92 (1916/17) 643 f.